

(Nachdruck verboten.)

## 10] Erhaltung der Kraft.

Novelle von Timm Kröger.

Die Hochzeit wurde auf den ersten Juni festgesetzt und Standesamt auf den einunddreißigsten Mai. — Jörn hatte noch im Herbst heiraten wollen, das hatte die Braut nicht gewollt, da dachte Jörn sie wenigstens als Maikat, wie er sich ausdrückte, heimzuführen. Darin hatte man ihm so halb und halb nachgegeben.

Am dreißigsten Mai wird Polterabend in der Sternkate sein, Polterabend feiern ist seit Christine Holms Heirat bei wohlhabenden Paaren aufgekommen. Noch lacht das Dorf über die Scherze, die aufgeführt worden sind: bei Elsbe Wulffen will man alles nochmal machen.

Dora Bahl ist auch dabei gewesen. Sie ist als Schuster-geselle aufgetreten, und Klaus Eggers — mit den Röcken der langen Gretchen Schuldt „ausgekleidet“ — als Meisterin, ein Anblick zum Totlachen! Die Meisterin liebelt mit dem Gesellen — Klaus Eggert spricht in der Fistel (es ist zum Schreien) — er bittet um einen Kuß. Dora Bahl drückt der Pseudomeisterin so was auf . . . aber der Meister kommt darauf zu. Er wird von der feinen Dene Schulden, der Tochter des Bauern von Kühldamm, gegeben. Groteske Maske, Nase über fünf Zoll, Flachsbar, über einen halben Fuß lang. Man denke sich: die pummelige Dene Schulden (Bech an den Händen und Bech im Bart), einen drei Viertelellen langen Spannriemen in der Hand . . . so steigt sie aus der Kammer, schimpfend, mit einer Stimme, so tief und grob, wie Hals und Gaumen und Kehlkopf nur hergeben. Dene mißt dem Gesellen Dora Bahl über die breiten, weichen Pfirsichformen des Rückens auf, was er verdient hat. Klaus Eggers — die lange Meisterin — weint in der Fistel, beteuert ihre Unschuld und jagt — eine richtige Potiphar — mit dem Geliebtesten gemeinliche Sache machend, Dora Bahl zum Tempel hinaus.

Am ersten Juni elf Uhr vormittags — Trauung . . . nachmittags vier Uhr Gelage, beides auf Dückerwisch. Hannes Haß geht schon im Dorf herum . . .

„Belmals to grötn von Jörn Alpen von Dückerwisch un sin Brut Elsbe Wulffen.“ und so weiter. Um zehn Uhr wird Jörn Alpen mit dem Staatswagen vorfahren und die Braut holen. Von den Eingefessenen wird das Pulver nicht gespart werden.

Auf Dückerwisch ist eine lange Diele. Peter Tischler vom Süderend des Dorfes hat acht Tage vorher den Bretterfaal gelegt, auf dem es so viel glatter schleift und tanzt als auf einer Lehmdiele. Am Ersten gehts los, und Elsbe Wulffen, die beste Tänzerin des Dorfs, ist Braut.

Wie zur Auferstehung wird die Musik durch das große Bauernhaus schwingen. Das muß jedem in die Weine fahren. Die Trompete wird blasen, zwei Geigen werden frohlocken und singen, und die Klarinette wird jauchzen. Und die grobe Baggeige summt als Ballast und Schwere und Widerstand in den Trubel hinein.

Wer Elsbe Wulffen im Arm hat, mag die lange Diele in einem Zug hinunter „schaffieren“. Der Bräutigam . . . er sieht ja noch einigermaßen aus, aber mit seinem Tanzen ist es allgemach doch nur so . . . so . . . la . . . la . . . Der kann unter seinen Gästen umhergehen, ihnen die Hand drücken und süß und nett tun, und dann kann er sich mit seiner schönen Meer-schaumpfeife oben in der Hörn hinstellen oder auf einem Stuhl niedersitzen und dem Tanzen zusehen.

Wenn im Dorf ein Gelage in Aussicht steht, und nun gar eine Hochzeit wie die auf Dückerwisch, dann liegt das Morgenrot der Freude auf allen Gesichtern. Uebermorgen ist Polterabend, da wollen wir hin, da gibt es viel Spaß, und Kaffee und Wein und Butterbrot gibt es auch. Und dann die Hochzeit! Jeder fliegt, in Gedanken die Braut im Arm (eigentlich ist es nicht richtig: mit der jungen Frau muß es heißen), mit Elsbe Wulffen fliegt er über die Saaldiele von

Dückerwisch, an Jörn Alpen flimmernden, freundlich tuenden Augen und an seiner Meer-schaumpfeife vorbei, und kaum einer von all den jungen Leuten denkt an Martin Uhrhammer und was der wohl sagt, und ob Martin wohl zur „Köst“ kommen wird

Auch auf Altenhof war der Winter träge und trübe und langweilig hingegangen. Klaus Klüterte, aber seinem Bruder schien, als ob er nicht mehr so sei wie früher. Desters sah er ihn in einem kleinen Buch studieren, das der Dorfdrechsler mal in der Werkstätte hatte liegen lassen.

Es war vielleicht zehn Tage vor Jörn Alpen Hochzeitstag, da kam Klaus eines Tages seinem Bruder, der zu Feld wollte, auf der Diele nachgegangen und meldete: „Martin, ich geh zur Stadt.“ Er war im Sonntagsstaat. „Ich geh zur Stadt,“ sagte er, „und es kann leicht ein paar Tage dauern, bis ich wiederkomme. Sorgt darum nicht.“

„Was willst Du in der Stadt?“

„Das verstehst Du nicht, Martin.“

„Und wenn ich's auch nicht verstehe, Du kannst es mir doch gerne sagen.“

„Es ist wegen des Gesezes von der Erhaltung der Kraft.“

„Das verstehe ich denn freilich nicht. Aber,“ fuhr Martin fort, „wenn Du gehst und ich weiß nicht, wann Du wiederkommst, dann muß ich noch mal mit Dir reden. Ich denk, wir tun es in der Stube, wo wir allein sind.“

Als sie in der Stube waren, sagte Martin zu seinem Bruder: „Ich will Dir nur sagen, ich habe mein Geld auf der Sparkasse gehoben.“

Klaus Uhrhammer erschrak: „Du willst doch nicht weg von mir? Du willst mich doch nicht allein lassen?“

Martin lachte bitter auf. „Sag selbst, was bleibt mir anders übrig? Es ist ein Jahrzehnt, wo ich mich abradere und wie ein Knecht arbeite, und alles zu Deinem Nutzen. Denn die Stelle gibst Du mir ja doch nicht.“

Klaus wußte nur zu sagen: „Was soll ich mit dem Hof machen, wenn Du nicht da bist?“

„Das will ich Dir sagen, Klaus. Du gibst Deine Klüterei auf, ziehst Holzstiefel an, wenn's zum Kleigraben geht, und lederne Stiefel, wenn Korn gemäht wird, stehst morgens um vier auf, zerhackst Deine Maschinen und Räder, soweit sie von Holz sind, zu Brennholz (da kannst Du ganz gut ein ganzes Jahr den Backofen mit heizen) . . . mit einem Wort: Du wirst ein ordentlicher Bauer, nimmst eine Frau — das beste ist, einen ordentlichen Dragoner, der Dich gehörig her-nimmt . . . und tußt im übrigen alles, was ich bisher getan hab.“

Klaus sah ihn erst sprachlos an, dann stammelte er: „Das kann ich nicht, das ist unmöglich!“

Martin überhörte es.

„Zur Erbteilung,“ sprach er weiter, „will ich Peter Bauervogt Vollmacht ausstellen, sie wird ihm von Altona zugehen. In Altona bleibe ich und arbeite, bis ich weiß, wohin ich gehe. Peter Ohm kann die paar Schillinge, die ich vielleicht noch herausbekomme, in Empfang nehmen.“

Klaus schluckte, als er antwortete: „Aber Martin, das ist doch nicht Dein Ernst. Das ist ja ganz unmöglich . . . das geht ja gar nicht.“

„Eigentlich ist das auch meine Meinung, Klaus. Ich glaube nicht, daß Du Altenhof lange halten wirst. Es sei ferne von mir, Dir Böses zu wünschen. Aber wenn es nicht nach Wunsch ginge, unbedient könnte ich es nicht finden.“

„Was soll ich tun?“

„Wir sollst Du den Hof überlassen, dann kannst Du Dein Leben einrichten, wie es Dir gefällt. Wenn Du nicht zu wild bist, werden wir uns um den Preis leicht einig. Aber es muß gleich sein!“

„Bruder, was verlangst Du?“

„Klaus, Du sprachst von einem Gesez, die Kraft zu erhalten. Ich habe nie von einem solchen Gesez gehört, aber mir scheint, das wäre ein vernünftiges Gesez der Erhaltung der Kraft, wenn der die väterliche Erde bekäme, der sie be-

Haut und zu bebauen versteht. Ich verlange nichts, was nicht in der Billigkeit liegt und nicht zu Deinem Besten ist."

"Vater hat es nicht gewollt," warf Klaus leise ein. "Zuwohl," entgegnete Martin mit starker Stimme, "er hat's bei Friß nicht gewollt, und das war sein Unglück. Er hat's nicht über sich vermocht. Und nachher war Vater ein Kranker, seiner Sinne nicht mächtiger Mann."

"Du bist hart mit mir, Martin, und ich sehe es ja auch ein, daß was darin liegt, was Du sagst. Du sollst mein Lieber, guter Bruder sein und bleiben. Geh nur nicht weg, bleib bei mir! Geld kann ich Dir ja geben — aber die Stelle? —" Klaus brach in Tränen aus. — "Ich kann nichts gegen Gottes Ordnung tun."

Es kam dem andern selbst lieblos vor, aber bei der Wehklage seines Bruders um Gottes Ordnung mußte er lachen.

"Embüren," entgegnete er, "ist eine Stunde Wegs entfernt, da ist's ganz anders, da ist's so wie an vielen Orten, da kriegt der Älteste die Stelle. Und wenn es auch nicht überall Geseß ist, so ist es ja fast in der ganzen Welt Brauch. Der Älteste kriegt die Stelle . . . Daß der Jüngere sie kriegt, gilt hier, aber sonst kaum irgendwo in der Welt. Und mit Gottes Willen hat die Verordnung nichts zu tun, denn Gott will nichts Unvernünftiges und Widersprechendes. Aber es wäre unvernünftig und widersprechend, wenn er hier geböte: der Jüngste kriegt die Stelle, und in Embüren und da hinten herum: der Älteste kriegt sie."

Martin Uhrhammer ging im Zimmer auf und ab, stand dann vor seinem Bruder still und sah ihm in die Augen.

"Es ist ein böß Stück um diesen Punkt auf Altenhof, Klaus. Friß hatte das nächste natürliche Anrecht, er ging darob in die Welt; ich danke dem Himmel, daß er nicht ewig im Horn befangen blieb. Der hat es nicht mehr nötig, auf sein Recht zu pochen; für ihn war es ein Glück, er hatte andere Gaben, als die harte Erdscholle zu brechen und die Saat zu streuen. Auch mit Dir, Klaus, hat die Natur anderes im Sinn. Du weißt es ganz gut und widersehest Dich doch. Aber ich . . . Ich kann nichts, als der Erde, auf der ich geboren bin, Gaben entlocken . . . Das kann ich aber auch ordentlich. Du aber hinderst mich, diese Fähigkeit auszunutzen."

Er schwieg ein paar Sekunden, darauf setzte er hinzu: "Du suchst das Geseß der Erhaltung der Kraft. Aber was Du an mir tust, ist Verschwendung und Bergendung meiner Kraft."

Klaus Uhrhammer erwiderte kein Wort, er fühlte, daß Martin recht habe, aber alle ihm eingepflanzten, auf das Erhalten und Behalten gerichteten Bauerninstinkte zogen ihm die bessere Meinung unversehens unter den Füßen weg.

"Wenn Du die Kraft von Altenhof erhalten willst," erwiderte Martin, "dann gib mir die Stelle!"

Es war kaum zu hören, was Klaus erwiderte, aber er sagte noch einmal: "Ich kann nicht."

Martin sah ihn an und erkannte, daß Klaus die Wahrheit spreche, daß er wirklich nicht konnte. Da wurde er milder.

"Gut, Du kannst nicht. Ich will nicht länger hart mit Dir reden . . . so jung kommen wir nicht wieder zusammen, Bruder. — Nein, Du kannst wirklich nicht. Ich muß mich nur recht besinnen, dann sehe ich ein, Du kannst nicht. Daß ich es vergessen konnte: Ich muß mich erst mal umkrempeln. Und darum will und darf ich nicht sagen, daß Du nur deshalb für Gottes Ordnung eintrittst, weil Gott für Dich und Dein Recht streitet. Nein, es steckt Dir wie ein Befehl im Blut, über den Du nicht hinweg kannst. Du hast es ja auch nicht einmal aus Dir selbst, Du hast es ja auch nicht in Deinen Kopf hineingeklütert; Du hast es . . . ja, wir beide haben es vom Großvater und weiter hinaus geerbt."

Ich muß mich nur umkrempeln, dann verstehe ich Dich ganz. Du bist ein frommer und getreuer Knecht nach Deiner Weise. Ich will keinen Stein auf Dich werfen, ich bin noch nicht in Deiner Lage gewesen. Weiß ich, was ich selber täte? . . . "Krempel Dich um!" sage ich zu mir, wie der Papagei des alten Doktors.

Du siehst mich an und kannst aus dem Umkrempeln nicht Flug werden. Es ist Dir auch nicht zu verdenken. Es ist eine kleine Geschichte — ich will sie Dir erzählen: Ich bin mal mit fetten Gänsen zur Stadt gefahren. Die letzte verkaufte ich an einen alten Doktor, dem ich sie hinbrachte. Gast ihn vielleicht auch mal gesehen — jetzt ist er tot. Ein kleiner grauer Mensch, sah aus wie eine Nachttaube und trug eine blaue Brille. Er wohnte in der Straße hinter

dem Probianthaus und war ein Sprachgelehrter oder so was.

Ich brachte ihm die Gans und sollte mein Geld haben. Er hatte aber kein Kleingeld, wir konnten nicht auseinander kommen. Er schickte sein Mädchen wegen Wechsels zum Krämer; ich mußte inzwischen in der Stube niederstehen. Da kam ein junger Mann herein, wohl ein Schreiber vom Doktor oder so was. "Herr Doktor," rief er, er war ganz hastig — und mit dem stolperte er über einen dicken Teppich und schlug im Vorwärtsfallen eine schöne Schale, die auf einem Pfahl oder Säule (so nennt man's ja wohl) stand und viel Geld gekostet haben mochte. Da fuhr der Doktor auf, wurde ganz zornig und schimpfte auf den jungen Menschen und nannte ihn einen Esel. Auf einmal rief eine scharfe Stimme hinter meinem Stuhl: "Krempel Dich um!" Ich erschrak fast und drehte mich um, da sah dicht hinter mir ein großer Papagei, wie eine grüne Nachttaube, auf einem Stoc . . . "Krempel Dich um!" rief er noch einmal.

Da fing der alte Herr zu lachen an, streichelte den Vogel, nannte ihn seinen Toko, und sein Zorn war dahin. "Ja," sagte er, "Krempel Dich um! — Das ist ein guter Rat. Das muß man immer tun, wenn man sich nicht mehr kennt. Ich habe erst vorige Woche eine Nase entzweigemacht, die mehr Geld kostete als diese Schale, und ich war daran mehr schuld als der da — und das Ding, das ein Andenken meiner lieben Frau war, hatte mehr Tränen gekostet, als das andere Pfennige wert war. — Man muß sich immer an des andern Stelle fragen, ob man ein Recht hat, unwillig zu sein. So, junger Freund," sagte der Doktor und klopfte mir auf die Schulter. — "Ich hab's den Vogel selbst gelehrt und ihn gezogen. Wenn es mal Ihre Umstände erlauben, laufen Sie sich auch einen solchen und machens ebenso. — "Krempel Dich um!" muß er rufen, und "Krempel Dich um!" muß jeder denken, wenn er zornig wird oder auch nur mal lauter spricht, als er gewöhnlich tut."

Nein, Klaus, Du kannst wirklich nicht das tun, was ich von Dir verlangte. Wenn ich mich genau besehe, dann weiß ich selbst nicht, was ich an Deiner Stelle täte."

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der Heimat des Kaffees.

"Ginten weit in der Türkei", in jenem Teile des osmanischen Reiches, in dem sich der älteste der arabischen Staaten gebildet hat, in Yemen, das die Alten als "das glückliche Arabien" bezeichneten, gedeiht bei einem Tropenklima günstigster Form unter dem bereinigten Einflusse von Sonne und Wasser der Kaffee, gedeihen Indigo und zahlreiche andere Farbenspflanzen, gedeihen vielerlei Gewürze, alle Körnerfrüchte und Obstbäume. Die Formation des Landes hat es nötig gemacht, die Abhänge für den Bau zu terrassieren. An diese Arbeit ist im Laufe der Jahrhunderte unendliche Mühe gewandt worden, und die Terrassen, auf die das Auge überall stößt, bilden eins der charakteristischsten Merkmale der Dschibal (des Hochlandes). Wo Wasser ist, erntet der Araber zuweilen viermal im Jahre. Wo es an Wasser mangelt, liegen große Strecken brach. Die Türken pflanzen überall Gemüse, ohne deren Genuß ihre Soldaten leicht vom Storbüt befallen werden.

Was nun den Kaffeebau selbst betrifft, so sind die Bäumchen meist nicht viel mehr als mannshoch und bieten einen sehr lieblichen Anblick. Besonders gut gedeihen sie an wasserführenden Schluchten, wo ihr saftig-dunkles Grün sich in aller Schönheit entwidelt. Der Kaffee braucht viel Feuchtigkeit; sie wird ihm hier durch die Morgennebel und den starken Taufall zugeführt, die so regelmäßig erscheinen und wirken, daß Olofer das Klima der Dschibal als "ein Treibhausregime mit natürlicher Selbstregulierung" bezeichnet. Gegen die Mittagsonne schützen große Bäume die Kaffeepflanzung.

Der frühere jemische Ausfuhrhafen für Kaffee war Mokka. Aber Mokka hat seine Bedeutung als Ausfuhrhafen fast völlig eingebüßt und an Hodeida abgegeben. Hodeida am Roten Meere ist jetzt der wichtigste Stapelplatz des arabischen Kaffees, des "Mokka", in dessen Handel es sich mit Aden teilt: bei einem jährlichen Umsatz von 9 Millionen Frank für jede dieser Städte. Gindus, Paris und Manianen haben das Kaffeegeschäft beinahe monopolisiert und dabei ansehnliche Vermögen erworben; sonst treiben noch Juden, Griechen und Italiener Handel in Hodeida, aber kein Franzose, Deutscher oder Engländer; letztere begnügen sich, von Aden aus die Stadt im Auge zu behalten.

Der Kaffee kommt aus dem Innern etwa zur Hälfte enthälft, zur anderen Hälfte nur an der Sonne getrocknet; er muß

daher entsprechend ausgelesen oder enthülft werden. Hiermit sind Trupps von Arbeitern und Arbeiterinnen in jedem Hause beschäftigt, Freie und Sklaven, Neger und Hindus, aber nur wenige Araber. Die Frauen sind in der Ueberzahl; sie besorgen das leichtere Geschäft des Auslesens, wobei ihnen ihre Kinder helfen, während den Männern die schwere Arbeit des Enthülftens obliegt, die durch kräftige Mahlen zwischen einer Steinplatte und einem großen Mühlstein bewirkt wird. Wenn dabei Bohren zerbrochen werden, so geht doch nichts verloren, da der Bruch am Platze selber Verwendung findet. Auch die Hülsen werden sorgfältig gesammelt und den Arabern verkauft, die — ganz nach Art von Kaffee — „Kisyr“ daraus bereiten: ein Getränk, das im Innern überall, auch in Aden, mit Vorliebe genossen wird. Einige Hülsenforten sollen übrigens so hoch im Preise stehen wie Kaffee besserer Qualität. Nächst dem Kaffee werden Häute, hauptsächlich von Ziegen und Schafen, in ansehnlichen Mengen exportiert. Ein anderes Produkt, das die Kunstschler brauchen, ist ein wunderbar geädertes Nußbaummaserholz, dessen Verbeischnung aus dem Gebirge allerdings mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Für den Kleinhandel gilt in ganz Jemen die türkische Scheidemünze, der Piafter, 21 Centimes (16,8 Pf.) wert, während der Großhandel sich zuweilen des 22 Frank 75 Centimes (18,20 M.) geltenden türkischen Pfundes bedient. Die laufende Münze jedoch ist der Maria-Theresia-Taler, der 2 Frank 60 Centimes (2,08 M.) im Kurse steht und „Talar“ heißt. Für die Einfuhr kommen hauptsächlich billige englische, deutsche und amerikanische Baumwollwaren in Betracht, ferner amerikanisches Petroleum und einige Konserven. Außerdem wird an der ganzen Küste der Schmuggel von Waffen im großen betrieben. Jeden Abend verlassen mit obengenannten Erzeugnissen beladene Karawanen Hodeida, um die Städte im Innern, wo die Großkaufleute ihre Abnehmer haben, mit Vorräten zu versehen.

Zum Basar oder Sul gelangt man durch mehr oder weniger enge, lotige Gassen, die von Buden von einem oder zwei Quadratmeter Inhalt eingefaßt sind, auf deren Auslagen Waren geringster Art zur Schau gestellt werden, wie: wenig appetitliches Zuckerwerk und Kuchen, fettige Pfaden, Bananen, Datteln und angefohene Früchte. Eine zerlumpie, armelige Bevölkerung drängt sich in den engen Wegen, Bummler, Kinder, fliegende Händler, die Teppiche, alte Waffen, Tabakspfeifen anbieten. Die goldene Sonne aber verleiht diesen Orten einen Reiz, der in den ärmsten wie in den luxuriösesten Basaren der gleiche ist.

Fast genau nördlich von Aden und östlich von Hodeida liegt die Hauptstadt dieses Landes, Sana, der „Thron von Jemen“, ein weit ausgedehnter Platz inmitten einer großen Gebirgsebene, dicht von Grün umgeben. Otto Leonhardt schätzt seine Einwohnerzahl auf 50 000, von denen 20 000 Juden sein sollen. Diese Juden sind möglicherweise zum Teil schon um 900 vor Christi eingewandert, in der Hauptsache aber doch wohl erst seit etwa 1200 Jahren in Jemen. Sie nehmen eins der drei Stadtviertel ein, das zweite ist die türkisch-arabische Stadt mit den Basaren, den Regierungsgebäuden und den bornehmsten Häusern, das dritte die Vorstadt Bir el Azab, wo viele schöne Villen mit herrlichen Frucht- und Obstgärten, umgeben von hohen Mauern, stehen. Noch heute ist Sana von den alten Wällen mit ihren mächtigen Toren umringt, aber diese sind nur noch Reliquien, und den Schlüssel der Stadt bildet das solide Fort am Fuße des Dschebel Regum. Die Häuser der Stadt sind merkwürdig hoch und in einem ganz besonderen und eigentümlichen Stil gebaut, die Straßen zumieist eng, doch macht der Ort im ganzen einen stattlichen Eindruck. Die Hauptstraße führt vom Regierungsplatz zu den Basaren; sie ist nicht lang, jedoch durch die besten Läden und durch lebhaften Verkehr ausgezeichnet. Die Basare sind reich und merkwürdig, besonders aber durch herrliche Juwelierarbeiten und Waffen bemerkenswert. Noch interessanter jedoch als die Waren ist natürlich die Menschenmenge in ihrer bunten Zusammensetzung: Hier ein wilder Wüstenbeduine mit bronzener Haut und rabenschwarzen Locken, daneben ein würdiger Kaufmann aus dem Hedschas, in reicher Seide gekleidet, der Turban schneeweiß, die Augen glasig vom Haschischgenusse, dann wieder ein halbzerlumpter, von Krankheit gepeinigter türkischer Soldat, eine dichterfleierte Araberin, ein goldstrotzender Pascha. In diesen Typen etwa spiegelt sich das ganze heutige Arabien wider. . . . .

Diese Tatsache schon hätte die Museumsleitung veranlassen müssen, einmal eine übersichtlich angeordnete und alles Wesentliche enthaltende Sammlung volkskundlichen Materials aus der Mark dem Publikum vor Augen zu führen. Um so mehr als die Volkskunde uns ganz überraschende Einblicke in den Volksgeist und in das Werden und Wachsen unserer Kultur gewährt. Wir treffen in Gegenden, die jetzt erst allmählich dem Verkehr erschlossen werden, auf Anschauungen, Sitten und Gebräuche, die wir mit vollem Recht als rückständig betrachten und vielfach beurteilen müssen, die aber für den Kulturhistoriker unschätzbaren Wert haben; denn sie sind von stropfender Ursprünglichkeit und führen in Zeiten zurück, von denen kein Buch der Geschichte meldet.

Jedes Zeitalter, jeder Kulturumschwung ließ in dem Sinne und Trachten des Volkes, besonders der Bauernbevölkerung, einen Rest zurück, und wie in einem geologischen Aufschluß die Gesteinsablagerungen aus früheren Erdpochen, so lernen wir hier bei verschiedenen Kulturrichtungen kennen: bald klar und deutlich ausgeprägt, bald zu einem dichten Knäuel verwirrt. Die Bemerkungen, die Häuser, die Geräte usw. bergen gar viele Reste vergangener Kulturperioden, Reste, die oft auf ein ehrwürdiges Alter von Tausenden von Jahren zurückblicken können. Das gerade läßt im Märkischen Museum die Modelle und Abbildungen märkischer Dorfanlagen, Häuser und Geschöfe vermischen; märkische Trachten sind überhaupt nicht vertreten und von den in Haus, Hof und Gewerbe verwandten Gerätschaften verhältnismäßig recht wenige. Es wäre sehr wünschenswert, daß die Museumsverwaltung auch diesem Gebiete einmal ihre Aufmerksamkeit zuwendete.

Immerhin verdienen die in Saal 31 und 33 ausgestellten Gegenstände eine kurze Betrachtung. Soweit sie sich im Saal 31 befinden, entstammen sie dem Fischereibetriebe und dem bäuerlichen Leben. Das Fischergewerbe kann als ein rein dörfliches angesehen werden; selbst wo es in Städten wie Berlin betrieben wurde, behielt es diesen Charakter bei: wo die Fischer zünftlerisch organisiert waren, zählten sie zu den „niederem Gewerken“, sie wohnten meist abgeondert (wahrscheinlich drückte sich so der Stammesunterschied zwischen Wenden und Deutschen, aderbau- und handeltreibenden Koloniatoren aus) im „Kiege“ und in ihrem Gewerbe haben sich alte Sitten und Gebräuche verhältnismäßig noch am längsten erhalten. Die Kiege, Netzstrickradeln, Netzbeschwerer, Fischkästen und andere Sachen sind wohl die Jahrhunderte hindurch die gleichen geblieben, ebenso wie die an der Längswand und im Schrank untergebrachten verbotenen Fischereigeräte, die zum Hechtfang benutzte Darge und der in dieser Form bei den meisten Völkern gebräuchliche Hechtspeer. Von speziell lokalgeschichtlichem Interesse ist der für ein Fischerdorf charakteristische Schützenstab aus Pöbelndorf in Form eines Naß. Ein Stod war bis in die Neuzeit hinein allgemein das Abzeichen des Dorfschulzen und ein sehr augenfälliges Sinnbild ihrer dörflichen Machtbefugnisse. — In Berlin haben wir verschiedene Erinnerungen an die frühere Bedeutung des Fischergewerbes, u. a. im Köllnischen Fischmarkt, dessen Gestalt vom Jahre 1788 ein farbiger Kupferstich wiedergibt. Es war behördliche Vorschrift, daß auf den Märkten Fische nicht unter einer bestimmten Größe verkauft werden durften — um den jungen Nachwuchs zu schonen; man bediente sich eines sogenannten Hechtmaßes (im Schrank), das die Mindestgröße der Fische — zirka 20 Zentimeter — darstellte. Bis in die jüngste Zeit hinein war eins der beliebtesten Berliner Volksfeste der Stralauer Fischzug; zwei Glasfästen an der Fensterwand zeigten eine Anzahl Orden, wie sie die Festteilnehmer sich anzusehen liebten und auf denen vielfach der Zeitgeist und die Tagesereignisse oder bekannte Berliner Volkstypen ihren Ausdruck gefunden haben, zum Beispiel Müller und Schulze aus dem „Kladderadatsch“ in verschiedenen Situationen, Luftballons, bekannte Basketballen usw.

Von bäuerlichen Geräten wäre zu nennen ein sog. Schnitterfag (am Eingang) — nicht „Schlitterfag“, wie irtümlich die Aufschrift besagt. Es ist das der Wasserbehälter, der, auf dem Rücken des Schnitters am Gürtel befestigt, zum Feuchthalten des Wegsteins dient; ferner verschiedene Ellen, die früher in keinem Haushalt fehlen durften, weil den für den Haushalt liegenden Webern die Leinwand nachgemessen werden mußte; dann zwei Haden, die noch ganz eine unaltertümliche Form bewahrt haben, besonders die eine: Bei ihr ist der Stiel durchlocht, in ihn eingepflockt steckt ein keulenförmiges Stück Holz, und erst in dieses ist ein laun halbhandgroßes dünnes Eisenstück eingelassen, gerade wie in jenen Zeiten, wo Metall, oder noch früher etwa, wo eine Nephritscheibe ein kostbarer Gegenstand war. Wir begegnen in gleicher Weise hergestellten Haden zum Beispiel bei den Süddeutschen, die bekanntlich zum Teil heute noch nicht über die Steinzeit hinausgekommen sind. Einen ähnlichen Rest aus entlegenen Kulturfern stellt der unscheinbare, mit verschiedenen Löchern und Vertiefungen versehene Holzblock dar, der in einer Ecke des Saales ein unbeachtetes Dasein führt und der noch bis ins 19. Jahrhundert hinein zum Anzünden des sogenannten Notfeuers diente. War in einem Dorfe eine Viehheude ausgebrochen, so führten das die Bewohner auf den Jörn überirdischer Wesen zurück, und gewissermaßen als sühnendes Opfer wurde in feierlicher Weise das Notfeuer oder „wilde Feuer“ entzündet und das Vieh durch die Flammen getrieben. Und wie überall religiöse Zeremonien gleichsam Versteinerungen aus vergangenen Kulturperioden darstellen, so ist auch in dem Notfeuer noch ein Rest aus den Tagen erhalten, in denen das mit vieler Mühe herbeigebrachte

## Im Märkischen Museum.

### 5. Märkische Volkskunde.

Sehr viel ist es gerade nicht, was uns das Märkische Museum auf volkskundlichem Gebiete zeigt. Bis heute ist die märkische Volkskunde überhaupt noch nicht in umfassender Weise behandelt worden — von vielen Teilen Deutschlands existieren musterhafte Monographien —, obwohl hier noch ein reicher Schatz zu heben ist und bald gehoben werden muß, sollen nicht die letzten noch vorhandenen und hier und da verstreuten Reste zugrunde gehen in unserer Zeit, die mit Dachpappe, mit Stachelndraht und Klebplataten in die entlegensten Dörfer einzieht.

Feuer noch als heilig galt. Das Kofffeuer mußte auf ganz primitive Art durch Reibung zweier Hölzer gewonnen werden, indem ein Holzpflock in einer Vertiefung des Kofffeuerpfostens in schnelle Umdrehung versetzt wurde und die entstehenden Funken in dem darum angehäuftem Stroh eine Flamme entzückten.

Wohl der anheimelndste Raum im ganzen Museum, der den städtischen Besucher immer wieder in Entzücken versetzt, ist das den Saal 33 ausfüllende Spreewaldzimmer, das „im ganzen, so wie es zu sehen ist, mit Wänden, Decken und Fußboden einem Hause in Burg-Dorf, Kreis Kottbus, entnommen“ und dessen Ausstattung ebenfalls original wendisch ist. Vor allem wird das Auge wohlthuend berührt durch die in allen Farben schwebende und doch in den Einzelheiten so gut zusammengeformte Buntheit. Und dann der durch eine Jahrhundert dauernde Tradition erworbene Sinn für das Praktische. Jedes Möbelstück, jeder einzelne Gegenstand, von dem aus einer Aktgabel geschnitzten Stiefelknecht bis zu Messer, Gabel und Fliegenklappe, hat seinen besonderen, festen, unverrückbaren Platz, und jedes Eckchen des an und für sich beschränkten Raumes ist voll ausgenutzt, ohne daß doch der Eindruck des Ueberfülltseins herborgehört würde. So bekommt das Ganze einen ungemein harmonischen Charakter; man kann sich eine andere Anordnung, eine andere Zusammenstellung überhaupt nicht denken. Diese künstlerische Einheit von Raum und Ausstattung, die das Haus erst zu einem Heim macht, ist leider in unserer Zeit immer mehr im Schwinden, in unserer Zeit der Hauspacht und des häufigen Wohnungswechsels, wo an dergleichen nicht gedacht werden kann und der Geschmack so mehr und mehr verloren wird. Es ist daher sehr zu begrüßen, auch vom rein künstlerischen Standpunkt aus, wenn unserer Bevölkerung hier einmal auf so drastische Art gezeigt wird, wie ohne Japanfächer, ohne Maratbuletis und „Jugend“-möbel mit den einfachsten Mitteln eine Wohnung zustande gebracht werden kann, die, so anspruchslos und häuerlich einfach sie sich gibt, ein Schulbeispiel der Schönheit und des guten Geschmacks darstellt.

## Kleines feuilleton.

### Erdfunde.

**Geographie und Wirtschaftsleben.** Daß die geographischen Verhältnisse einen der Untergründe für die wirtschaftlichen Verhältnisse abgeben, auf denen sich dann wiederum die gesamte geistige und materielle Kultur eines Volkes aufbaut, das ist eine Binsenwahrheit, über die gar nicht immer wieder und wieder gesprochen zu werden brauchte, wenn sie in der einschlägigen Literatur stets berücksichtigt würde. Aber dem ist durchaus nicht so. Die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen gehen immer noch aneinander vorbei; es ist, als wenn sie sich scheuen, miteinander in Verbindung zu treten, oder als ob sie zu stolz sind, als ob sie sich für so einzigartig wichtig und überragend halten, daß sie auf die anderen Wissenschaften keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Dieser Mangel macht sich besonders in unseren Schulen bemerkbar, wo zum Beispiel Geographie, selbst in vielen höheren Lehranstalten noch, über eine trockene Aufzählung und Klassifizierung der Städte, Gebirge und Länder kaum hinausgeht. Da muß man jeden Versuch, mit diesem gewohnheitsmäßigen Schlenkrian aufzuräumen, freudig begrüßen. Einen solchen Versuch stellt das vor kurzem bei Teubner in Leipzig erschienene Buch dar „Deutschland, nebst Völkern und dem Mündungsgebiet des Rheins. Die geographische Gestaltung des Landes als Grundlage für die Entwicklung von Handel, Industrie und Ackerbau mit besonderer Berücksichtigung der Seestädte von Prof. Dr. Albert Z wed. Preis 4 M.“ — Wenn das nicht allzu umfangreiche Buch auch in erster Linie offenbar als Hilfsmittel für den Unterricht gedacht ist, so dürfte es doch auch jedem willkommen sein, dem es um einen gedanklichen Ueberblick über die Wechselbeziehungen zwischen Boden und Wirtschaftsleben zu tun ist. Und soweit sich das auf so geringem Raum bewerkstelligen läßt, hat der Verfasser sich bemüht, ein Gesamtbild der wirtschaftlichen Verhältnisse auf Grund der geologischen-geographischen zu geben, indem er die wichtigsten Industriegebiete und die Hauptstätten der Handelsbewegung in ihrer Eigenart und im Zusammenhang mit der natürlichen Beschaffenheit des Bodens beleuchtet. An passender Stelle sind geologische Exkurse (z. B. über die Entstehung der Steinkohlen- und Salzlager), wirtschaftliche (Bedeutung eines Mittellandkanals, Wesen der Freibäfen), auch geschichtliche eingefügt, die das Verständnis ungemein erleichtern helfen. Dem gleichen Zweck dienen eine Anzahl guter Abbildungen, die bei einer Neuauflage durch Beifügung einer Uebersichtskarte und von mehr geologischen und wirtschaftstechnischen Illustrationen (Salinen, Braunkohlenverwertung usw.) zu vermehren wären; ein billigerer Preis würde dem Buche auch eine größere Verbreitung sichern.

### Astronomisches.

**Die Veränderlichkeit der Sonne.** Die Astronomen klagen die Mutter Sonne der Unzuverlässigkeit an! Sie nennen sie einen veränderlichen Stern. Zu ihrer „Entschuldigung“ können sie allerdings vorbringen, daß die erste Äußerung dieser Ansicht schon sehr weit zurück liegt, denn schon im Altertum

solten die Chinesen ganz bestimmte Beobachtungen über einen regelmäßigen Wechsel der Helligkeit und Ausdehnung der Sonnenflecken angestellt haben. Es sind aber nicht die Sonnenflecken allein, die zu jenem Schluß führen, sondern mit ihnen gemeinsam zeigen auch die Sonnenfackeln, die Formen der Sonnenkorona und andere Erscheinungen am Sonnenrande und auf der Sonnenoberfläche, die mit der Ausbruchstätigkeit des Gestirns in Zusammenhang stehen, einen regelmäßigen Wechsel. Man kennt nun viele veränderliche Fixsterne am Himmel, und wenn man die Sonne nicht so ohne weiteres in ihre Gruppe hineinsetzt, so liegt das nur daran, daß an jenen veränderlichen Sternen wegen ihrer ungeheuren Entfernung nichts weiter wahrgenommen werden kann als regelmäßige Schwankungen der Lichtstärke, während bei der Sonne wegen ihrer verhältnismäßig großen Nähe gerade solche nicht nachgewiesen, dagegen viele andere Vorgänge entdeckt werden können, die von den anderen Fixsternen nicht bis in unser Auge, auch nicht bis in die photographische Platte hineindringen. Der holländische Astronom Vrester hat nun im Auftrage der Akademie der Wissenschaften in Amsterdam ein Werk herausgegeben, das auf die Schwankungen der Sonnenaktivität im Hinblick auf die Eigenschaften anderer veränderlicher Sterne ein neues Licht wirft. Er setzt die Sonne nämlich in Beziehung zu einer Gruppe von veränderlichen Sternen, die durch eine rötliche Farbe ausgezeichnet sind. Die Sonne selbst betrachtet er als eine heiße Kugel in flüssigem Zustand, die aus konzentrischen Lagen verschiedener, nach ihrer Dichte angeordneter Stoffe besteht. Damit ein solcher Zustand einigermaßen beständig sein kann, muß die Sonne schon als ein ziemlich ruhiger Körper vorausgesetzt werden. Die von der äußersten Sonnenschicht fortwährend ausgehenden Strahlen verursachen nun eine Verdichtung, die zur Bildung der Wolken in der sogenannten Photosphäre Veranlassung gibt und vermutlich wie ein Regenguß auf die tieferen Sonnenschichten niedergeht. Da die dichteren Bestandteile dieser Wolken schneller fallen als die feineren, so ist die Erscheinung des sogenannten gelben Schleiers und die Abnahme des Sonnenlichts an den Rändern erklärlich, während die Wolken selbst einen ungewöhnlich starken Glanz besitzen, der — merkwürdig genug — von dem gelehrten Astronomen mit dem eines Glühstrumpfes verglichen wird, da er mit einer geheimen chemischen Tätigkeit in Zusammenhang steht. Die Sonnenflecken sind nichts anderes als Spalten oder Risse in der Photosphäre, durch die sich die wieder verdampften Wolken aufs neue einen Austritt nach oben verschaffen. Daß uns die Sonnenflecken dunkel erscheinen, liegt daran, daß die Dämpfe an diesen Stellen zwar gleiche Temperatur wie die photosphärischen Wolken besitzen, aber weniger Strahlungskraft. Dieses Auf und Ab der Wolken in der Photosphäre der Sonne bedingt nun einen großen Teil ihrer Veränderlichkeit, aber es geschieht doch nicht regelmäßig genug, um mit mathematischer Genauigkeit sich berechnen zu lassen. Wenn trotzdem der periodische Wechsel der Sonnenoberfläche auf elf Jahre angegeben wird, so ist dies ein Ergebnis eben nicht der Berechnung, sondern der längeren Beobachtung.

### Medizinisches.

**Die Schmerzen als Wetterpropheten.** Daß es Menschen gibt, die den Barometerstand unmittelbar empfinden, ist bis jetzt mehr von Laienkreisen als von ärztlicher Seite anerkannt worden. Dr. Miller in Augsburg kam daher auf den Gedanken, bei den Kranken des dortigen städtischen Krankenhauses einmal nachzuprüfen, was denn wissenschaftlich Halbares an den oft geklagten Schmerzen beim Witterungswechsel sei. Kranke mit chronischem Gelenkrheumatismus, mit Gelenkentzündung, mit Hüftschmerz, mit Narben machen am häufigsten derartige Angaben. Um die während des Krankenhausaufenthaltes geäußerten Beschwerden nach Möglichkeit zu prüfen, wurden zeitliche Vergleiche mit den Barometerschwankungen und mit den Wind- und Witterungsverhältnissen gezogen. Die meisten Kranken gaben an, ein bis zwei Tage vor Eintritt von schlechtem Wetter reizende Schmerzen in den Gelenken und Gliedern zu empfinden; die Schmerzen sollten nachlassen, sobald das schlechte Wetter wirklich eingetreten war. Namentlich soll windiges Wetter einen ungünstigen Einfluß ausüben. Tatsächlich fielen bei mehreren Patienten während der Krankheitsbeobachtung die Angaben über Verschlimmerung des Zustandes stets mit stärkerem Abfall des Barometers zusammen. Eine Patientin sagte mit absoluter Bestimmtheit aus der Zunahme ihrer Gelenkschmerzen den Eintritt von schlechtem Wetter voraus, was durch wiederholte Kontrolle für richtig befunden wurde. Auch bei Rückenmarkschwindelsucht und Lähmung nach Schlaganfällen wurde das Phänomen beobachtet, und besonders bemerkenswert war der Fall eines Ingenieurs, dem nach einer Verletzung ein Bein amputiert worden war und der den Witterungswechsel in seinem Amputationsstumpf verspürte. Sehr oft wird auch der Eintritt des Gewitters schmerzhaft empfunden. Eigentümlich ist es übrigens, daß immer bloß das Fallen des Barometers, niemals aber das Steigen, d. h. der Umschlag des schlechten Wetters zum schönen, sonnigen empfunden wird. Dr. Miller meint, das sei, da doch nur verhältnismäßig wenige Menschen auf Witterungswechsel reagieren, darauf zurückzuführen, daß diese ein besonders empfindsames, auf alle Eindrücke rasch und intensiv reagierendes Nervensystem besitzen.